

HEYNE <

MANEL LOUREIRO

APOKALYPSE Z

DUNKLE TAGE

Deutsche Erstausgabe

Aus dem Spanischen übersetzt
von Sybille Martin

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der spanischen Originalausgabe
APOCALIPSIS Z: LOS DÍAS OSCUROS



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 11/2014
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Copyright © 2010 Manel Loureiro Doval
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von Shutterstock/Unholy Vault Design
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31637-9

www.diezukunft.de

www.heyne-fantastisch.de
 www.twitter.com/HeyneFantasySF

*Für Maribel, die das nicht mehr erleben konnte,
sich aber am meisten gefreut hätte.*

»Und ihre Erschlagenen werden hingeworfen werden,
daß der Gestank von ihren Leichnamen aufsteigen wird
und die Berge von ihrem Blut fließen.«

Jesaja 34,3

An irgendeinem Ort in der westlichen Sahara

Die kleine Eidechse lag stundenlang regungslos unter dem in der Sonne flirrenden Stein. Bisweilen blähten sich ihre Flanken und erschlafften wieder, wenn sie die brütend heiße Luft einatmete, die wie der Atem aus der Hölle wirkte. Hin und wieder schnellte ihre raue Zunge heraus, während sie geduldig auf den Einbruch der Nacht wartete, um in diesem ungastlichen, einsamen Winkel der Wüste, die ihr Lebensraum war, auf die Jagd zu gehen.

Plötzlich nahm sie einen Infrasschall wahr, den kein Mensch zu hören imstande gewesen wäre, wenn sich dort gerade einer aufgehalten hätte. Die Eidechse duckte sich instinktiv in ihre Mulde unter dem Stein und fragte sich wohl, ob dieser Ton von einem unbekanntem und gefährlichen Räuber stammte, der bedrohlich für sie sein könnte.

Dann verwandelte sich der Ton in ein hörbares Geräusch, zunächst in ein leichtes Surren, das zu einem lang gezogenen Crescendo anhub, um darauf folgend in dröhnendes Rattern überzugehen. Anschließend wurde das Geräusch zunehmend leiser, bis es schließlich ganz verklungen war.

Die kleine Eidechse streckte vorsichtig den Kopf hinaus.

Sie blinzelte, um ihre Glubschaugen an das grelle Mittagslicht zu gewöhnen. Dann starrte sie kurz in den unbarmherzigen, klaren Himmel der westlichen Sahara, der in der Hitze förmlich vibrierte.

Hätte sie nur eine halbe Minute früher hinausgeschaut, hätte sie ein in diesem Winkel der Erde eher ungewöhnliches Schauspiel erlebt. Sie hätte einen großen, gelbweißen Hubschrauber der Marke Sokol erblickt, an dessen Seiten das verblasste Logo der *Xunta de Galicia* prangte und der ein seltsames Netz mit zumeist leeren Kanistern unter seinem Bauch mitführte. Und hätte sie aufmerksam hingeschaut, hätte sie vielleicht den Piloten erkannt, einen kleinen blonden Mann um die vierzig mit einem dichten Schnurrbart, dem an der linken Hand zwei Finger fehlten und der den Hubschrauber müde und mechanisch lenkte, und vielleicht auch die anderen Passagiere, zwei Frauen unterschiedlichen Alters und einen Mann mit Dreitagebart.

Hätte sie sich das alles aus der Nähe anschauen können, hätte sie gesehen, dass der Mann einen großen Perserkater streichelte, der friedlich auf seinem Schoß döste, und auch, dass sein Herrchen auf die Wüstenlandschaft starrte, die sich unter ihm erstreckte, aber mit den Gedanken ganz woanders war.

Der ungefähr dreißig Jahre alte Mann war groß und schlank und hatte ein kantiges Gesicht, und sein Blick verriet extreme Erschöpfung. Hätte ihn jemand nach seiner Geschichte gefragt, hätte er erzählen können, dass er vor einem Jahr noch ein langweiliges, geregeltes Leben als Anwalt in einer nordspanischen Kleinstadt geführt hatte.

Bevor die Apokalypse über die Welt hereinbrach und alles zum Teufel ging, bestand sein Tagesablauf aus Arbeit, seiner Familie, seinen Freunden und einer immensen Leere, die der frühzeitige Tod seiner Frau hinterlassen hatte. Sein Leben schien in einer Endlosschleife aus Schmerz und Routine zu bestehen, bis sich eines Tages plötzlich alles änderte.

Alles.

Zu Beginn handelte es sich lediglich um eine Reihe verwirrender Nachrichten in den Medien, die typischen Pressemeldungen eben, denen man selten große Beachtung schenkt. In der entlegenen ehemaligen Sowjetrepublik Dagestan hatte irgendeine Splittergruppe des Dschihad die Spitzenidee, einen russischen Militärstützpunkt zu überfallen und chemische oder schlicht herkömmliche Waffen (oder was auch immer) zu stehlen, um sie auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen.

Die Diebe wussten allerdings nicht, dass in diesem alten Stützpunkt ein Forschungslabor für bakteriologische Krankheiten untergebracht war, in dem einige der bösartigsten Virenstämme der Welt in ihren Reagenzröhrchen friedlich vor sich hindämmerten. Gerechterweise muss man hinzufügen, dass es nicht allein die Schuld der Dschihadisten war, denn dieser Stützpunkt bestand nur noch aus halb verfallenen Gebäuden aus Sowjetzeiten, von deren Existenz nicht einmal die westlichen Geheimdienste wussten, aber gegen das, was dann geschah, war das noch das kleinere Übel.

Der Überfall war in gewisser Weise ein Erfolg. Oder ein absolut schrecklicher Misserfolg, je nach Blickwinkel. Denn bei ihrem Einbruch setzten die Dschihadisten verse-

hentlich den kleinen Stamm eines Virus frei, das niemals hätte entwickelt werden dürfen. Aus diesem Grund waren alle Beteiligten in weniger als achtundvierzig Stunden nach dem Überfall tot. Oder fast.

Das Schlimmste war jedoch, dass sich besagtes Virus wie ein Lauffeuer in der afrikanischen Savanne ausbreiten konnte, weil niemand etwas dagegen unternahm.

Natürlich wusste anfangs kein Mensch etwas davon. Im alten selbstgefälligen Europa sowie in Amerika und Asien nahm das Leben seinen ruhigen Lauf. In jenen ersten zweiundsiebzig Stunden hätte man noch etwas tun können, hätte man die Pandemie in den Griff kriegen können, aber Dagestan war ein sehr kleines und sehr armes Land, und selbst wenn seine Regierung etwas hätte tun wollen, sie hätte gar nicht die Mittel dazu gehabt. Die Inkubationszeit war bereits überschritten.

Es war zu spät.

Niemand, nicht einmal der Anwalt mit dem kantigen Gesicht, machte sich anfangs ernsthaft Sorgen. Die ersten Presse- und Fernsehmeldungen von einem seltsamen Hämorrhagischen Fieber in den Bergen des Kaukasus waren wie ein Hintergrundrauschen, überlagert von der letzten Verpflichtung eines Europaweltmeisters im Fußball und dem zigsten Politskandal.

Doch obwohl es von niemandem beachtet wurde, war es doch da und breitete sich rasch aus.

Erst mehrere Tage später wurde klar, dass etwas sehr Schlimmes passiert sein musste. Große Gebiete von Dagestan lagen still in der Dunkelheit, als würde dort kein Mensch leben. Die Regierung der kleinen eigenständigen Republik war derartig hilflos, dass sie in Moskau anrief

und bat, der Kreml möge sich des Problems annehmen. Was die Russen dann zu Gesicht bekamen, war so schrecklich, dass sie sofort alle Grenzen dichtmachten, nicht nur die von Dagestan, sondern auch die des eigenen Landes.

Aber es war viel zu spät.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer auf der ganzen Welt, zunächst als wirres Durcheinander, gefolgt von Meldungen und Dementis besagter Meldungen der russischen Regierung, des Centers of Disease Control (CDC) von Atlanta und sieben weiterer Organisationen, die abwechselnd behaupteten, es handle sich um einen Keim des Ebolavirus, die Pocken, das Nil-Virus, das Marburg-Virus oder irgendetwas anderes. Die absurdesten Gerüchte verbreiteten sich mit immer neuen Ausschmückungen über den Globus, während die Dunkelheit in Dagestan ihre Schatten auf die angrenzenden Länder warf, immer auf der Spur der Flüchtlinge vor »dem«, was auch immer es sein mochte. In einem letzten Versuch, die Situation in den Griff zu bekommen, erließ Putins Regierung eine Nachrichtensperre für das gesamte Land, setzte die Pressefreiheit innerhalb der russischen Föderation außer Kraft und bat ganz nebenbei dringend um internationale Unterstützung.

Aber noch einmal, es war viel zu spät.

Zu dem Zeitpunkt verfolgte nicht nur der Anwalt, sondern die halbe Menschheit, was an jenem abgelegenen Fleckchen Erde geschah. Die Meldungen prangten schon bald auf allen Titelseiten der Tageszeitungen. Bilder, die trotz der knallharten Nachrichtensperre aus dem Land geschmuggelt werden konnten, zeigten endlose Flüchtlingskarawanen in die eine und ebenso lange Militärkolonnen

in die andere Richtung. Die aufmerksamsten Beobachter ließen verlauten, dass es doch reichlich merkwürdig anmute, eine Epidemie mit der Armee zu bekämpfen, aber das waren nur wenige. Die Aufmerksamkeit galt ausschließlich den offiziellen Nachrichten. Schließlich schickte man internationale Hilfstruppen in die Region, um die Epidemie unter Kontrolle zu bekommen. Vierzehn Tage früher hätten sie vielleicht noch Erfolg gehabt.

Doch zu dem Zeitpunkt war es entschieden zu spät.

Als besagte Hilfstruppen nur wenige Tage später mit mehreren Verletzten (verletzt von denjenigen, denen sie helfen sollten!) in ihre Heimatländer zurückkehrten, wurde das Problem schlagartig zu einer globalen Katastrophe. Auch wenn es noch niemand wusste, zu dem Zeitpunkt war die Epidemie definitiv außer Kontrolle. Das Logischste wäre gewesen, die Infizierten zu eliminieren (die Regierungen bekamen langsam eine Vorstellung davon, womit sie es zu tun hatten), aber das politische Interesse und die Kontrolle durch die öffentliche Meinung waren stärker als der gesunde Menschenverstand.

So war auch die letzte Chance vertan, der Verbreitung Einhalt zu gebieten. Das Virus setzte zu seinem tödlichen Feldzug an, und der Pandemie folgte die Apokalypse.

Das alles verfolgte der Anwalt ebenso bestürzt wie die restliche Welt, die im Besitz eines Fernsehers, Radios oder Internetzugangs war. In den Kommunikationsmedien jagte eine Horrornachricht die nächste. Ohnmächtig verfolgte er, wie sich das Virus ungehindert ausbreitete. Schließlich gab es gar keine Meldungen mehr aus Dagestan. Wenige Tage später geschah das Gleiche mit Russland ... Es folgten Polen, Finnland, die Türkei, der Iran und schließlich alle

anderen Länder der Welt. Das Virus verbreitete sich wie ein Ölfleck über den gesamten Planeten, doch die Informationen unterlagen weiterhin der eisernen Kontrolle durch die Zensur. Die Europäische Union setzte – als Präzedenzfall – ein gemeinsames Krisenkabinett ein, das Nachrichten nur tröpfchenweise durchsickern ließ, während die Hälfte aller europäischen Länder bis auf Weiteres ihre Grenzen dichtmachten und den Ausnahmezustand verhängten. Zu jenem Zeitpunkt zirkulierten im Internet bereits die ersten abenteuerlichen Gerüchte über lebende Tote oder Kranke, die eine Aggressivität an den Tag legten wie tollwütige Tiere. Desgleichen war die Rede von außerirdischer Invasion, vom Antichristen, von Genexperimenten und Höllenmonstern. Es gab praktisch so viele Theorien wie Webseiten.

Nur in einem Punkt war sich alle Welt einig: Was auch immer es sein mochte, es war extrem ansteckend und tödlich. Und die Infizierten verbreiteten die Krankheit rasend schnell.

Als der Anwalt schließlich im Fernsehen den Auftritt des spanischen Königs verfolgte, der, wie am Tag des Putsches 1981, in Uniform den Ausnahmezustand verhängte, wusste er, dass das, was vierzehn Tage zuvor eine Kurzmeldung gewesen war, auch Spanien erreicht hatte.

Und von allen unseligen Maßnahmen, die Regierungen zu Gebote stehen, ergriffen sie die schlechteste. Einer schlagkräftigen medizinischen Logik folgend (die Gesunden von den verrückten Kranken zu trennen), beschlossen sie, die gesunde Bevölkerung landesweit in geeignete Areale, in sogenannte Sicherheitszonen zu evakuieren. Besagte Zonen waren riesige, eingezäunte und hinreichend

abgelegene Stadtgebiete, in denen die Bewohner vor den »Infektionsvektoren« sicher sein sollten (zu dem Zeitpunkt war bereits allen klar, dass es böse enden konnte, wenn man auf einen Infizierten traf).

Und der Anwalt entschied sich für die beste aller unseligen Maßnahmen. Da er in keine Sicherheitszone wollte (das klang ihm verdächtig nach Warschauer Getto), verharrte er still in seinem Haus, als die Truppen sein Wohnviertel evakuierten, und sah zu, wie alle Nachbarn ihre Häuser verließen. Doch er war freiwillig zurückgeblieben.

Allein.

Aber nicht für lange Zeit.

In nur wenigen Tagen geriet die Welt vollständig aus den Fugen. Weil immer mehr Menschen nicht zur Arbeit erschienen oder schlicht spurlos verschwanden, brachen als erstes die Stromversorgung und das Verkehrswesen zusammen. Das Fernsehen sendete bald nur noch Filme aus der Konserve, unterbrochen von Kurznachrichten, in denen die Bevölkerung geradezu hysterisch dazu aufgefordert wurde, sich in die Sicherheitszonen zu begeben. Dann wurde die inzwischen bröckelnde Zensur ganz aufgehoben und offen ausgesprochen, dass die Infizierten nach ihrem Tod wieder lebendig wurden und sie extrem aggressiv gegenüber anderen Lebewesen waren. Das klang nach dem Drehbuch eines Horrorfilms und irgendwie lachhaft, wäre es nicht die verdammte Wahrheit gewesen. Und deshalb war der Zusammenbruch der gesamten Welt nur eine Frage von Tagen.

Das kleine Monster, das drei Wochen zuvor versehentlich aus seinem Reagenzglas befreit worden war, zeigte nun sein wahres Gesicht.

Was in den folgenden achtundvierzig Stunden geschah, ist schon schwerer zu erklären. Das gesamte System brach zusammen, im größten Teil der Welt fiel der Strom aus, und niemand hatte mehr den Überblick. Die Sicherheitszonen wurden zu einer tödlichen Falle für die darin zusammengepferchten Menschen. Geräuschkulisse und Präsenz von derartigen Menschenansammlungen wirkten wie ein Magnet auf die untoten Kreaturen, die sich bereits über den ganzen Globus ausgebreitet hatten. Als die Sicherheitszonen von immensen Horden Untoter belagert wurden, brach Panik aus, und viele von ihnen wurden von den Massen einfach gestürmt, mit der katastrophalen Folge, dass sich die Mehrzahl der Flüchtlinge ebenfalls in Untote verwandelte. Die offizielle Botschaft der wenigen noch aktiven Sender änderte sich radikal und lautete nun, dass sich keiner der Überlebenden mehr den Sicherheitszonen nähern sollte.

Und wieder einmal war es zu spät. Viel zu spät. Die Situation war nun endgültig außer Kontrolle geraten.

Der Anwalt, verbarrikadiert in seinem Haus in einer verlassenen Wohnsiedlung und nur in Gesellschaft von Lúculo, seinem faulen Perserkater, verfolgte das Desaster fassungslos. Als schließlich auch das Internet nicht mehr funktionierte, machte er sich auf das Schlimmste gefasst.

Und das ließ nicht lange auf sich warten. Nur kurze Zeit später wankten die ersten Untoten durch die ruhige Straße in einem Vorort der Kleinstadt Pontevedra in Nordspanien. Zu seinem Entsetzen wurde ihm klar, dass er in seinem eigenen Haus in der Falle saß. In den folgenden Tagen beobachtete er vom sicheren Fenster aus schockiert den endlosen Strom vorbeiziehender Untoter.

Es war die Hölle auf Erden.

Doch erst Tage später war der Entschluss in ihm gereift, die Flucht aus seinem Haus in die nächstliegende Sicherheitszone in Vigo zu wagen. Es handelte sich nicht nur darum, wieder unter Menschen zu kommen. Er hatte schlicht keine Vorräte mehr. Wenn er nicht im eigenen Haus verhungern und verdursten wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als an den Untoten vorbei an einen sicheren Ort zu gelangen. Trotz der offiziellen Warnungen schien ihm die Sicherheitszone die einzig vernünftige Option.

So stürzte er sich in ein gefährliches Abenteuer, bei dem er sein Leben riskierte und durch verwüstete Ortschaften und auf Landstraßen kam, die aufgrund von Massenkarambolagen blockiert waren, weil sich niemand mehr darum kümmerte. Als er es schließlich mit dem einzigen Segelboot, das noch im Hafen von Pontevedra lag, in die Sicherheitszone von Vigo schaffte, platzte auch diese letzte Hoffnung wie eine Seifenblase. Die Sicherheitszone im früheren Freihandelshafen von Vigo war komplett zerstört. Es gab keine Lebenden mehr, nur noch Hunderte, Tausende ziellos umherirrende Untote.

Als er schon im Begriff war, ernsthaft mit Selbstmord zu kokettieren, entdeckte er im Hafen ein altes rostiges Frachtschiff mit Namen *Zaren Kibisch*, auf dem es noch lebendige Menschen zu geben schien. An Bord des Frachters erzählte ihm die beträchtlich geschrumpfte Mannschaft von den grässlichen letzten Stunden der Sicherheitszone von Vigo, von Hunger und Krankheiten und wie sie unter dem Ansturm der Untoten fiel, eine Geschichte, die sich fast zeitgleich an tausend anderen Orten der Welt ereignet hatte.

Und wieder einmal zeigte sich ihm das Schicksal gewogen. An Bord der *Zaren Kibisch* lernte er einen Mann kennen, einen Ukrainer um die vierzig, klein, blond, mit Schnurrbart und unglaublich blauen Augen, der auf den Namen Viktor »Prit« Pritschenko hörte. Dieser Ukrainer, der aus der Sicherheitszone geflohen war und Zuflucht auf dem Frachter gefunden hatte, war einer der Hubschrauberpiloten gewesen, die im Sommer von der galicischen Regierung aus den osteuropäischen Ländern angeheuert wurden, um beim Löschen der unzähligen Waldbrände mitzuhelfen. Von der Apokalypse in Vigo eingeholt, weit weg von Familie und Zuhause, freundete sich der Ukrainer Pritschenko schnell mit dem Anwalt, einem weiteren Einzelkämpfer in jenen chaotischen Tagen, an.

Nach Wochen des Terrors, in denen sie sich nicht nur mit den Untoten auseinandersetzen mussten, sondern auch mit dem despotischen, wahnsinnigen Kapitän des Frachters, schmiedeten beide Männer schließlich einen Plan. Pritschenkos Sokol-Hubschrauber zur Flammenbekämpfung stand noch immer auf dem Heliport in der Nähe des Hafens, und wenn sie es schafften, dorthin zu gelangen, könnten sie auf die Kanarischen Inseln fliegen, einem der wenigen Orte auf der Welt, der wegen seiner Abgeschlossenheit von der Pandemie verschont geblieben war und wo, laut den letzten Meldungen vor dem endgültigen Zusammenbruch des Systems, Regierungsmitglieder und Überlebende versuchten, die Zivilisation zu retten.

Doch zuerst mussten sie den Schiffskapitän und seine bewaffnete Mannschaft austricksen, die zur Rettung der eigenen Haut den Anwalt und Pritschenko als schlichte

Handlanger opfern wollten. Nachdem beide Männer unter Lebensgefahr die verwüstete Stadt Vigo durchquert hatten und ihnen anschließend auch noch die Flucht gelang, wähten sie sich schon als Glückspilze.

Doch sie mussten noch eine weitere Probe bestehen.

In einer früheren Mercedes-Niederlassung, in der sie für eine Nacht Zuflucht gefunden hatten, erlitt der ukrainische Hubschrauberpilot Viktor Pritschenko einen absurden Unfall, als er einen Koffer öffnen wollte und dieser explodierte. Unter normalen Umständen wäre das nicht besonders schlimm gewesen, aber in ihrer prekären Situation hätte die grässliche Verletzung ohne ärztliche Betreuung den Ukrainer das Leben kosten können.

Angesichts der Verbrennungen zweiten Grades sowie des Verlusts zweier Finger blieb dem Anwalt nichts anderes übrig, als den Freund in ein Krankenhaus zu bringen. Dort gab es zwar keine Ärzte mehr, und es war natürlich ebenfalls belagert von Untoten, aber zumindest ließ sich Verbandsmaterial für die Erstversorgung auftreiben.

Natürlich konnte er nicht wissen, dass der riesige verlassene Krankenhauskomplex mit seinen zahllosen unbeleuchteten Fluren, Räumen und Treppen für sie beide zu einer tödlichen Falle werden sollte. Umzingelt und verfolgt von unzähligen Untoten verirrten sie sich im Innern des Kolosses, und als die Lage schon aussichtslos schien, kam die Rettung in Gestalt von Lucía.

In jenem höhlenartigen Bau voller Untoter, der einem aberwitzigen Albtraum entnommen schien, war es schlicht ein Glücksfall, dass sie auf diese junge Frau trafen. Knapp siebzehn Jahre alt, groß und schlank, mit schwarzem langen Haar, das ausgesprochen gut mit den grünen Mandel-

augen harmonierte, hatte Lucías Auftauchen in einem dunklen Flur zunächst etwas so Gespenstisches, dass der Anwalt und Pritschenko glaubten, an Halluzinationen zu leiden. Dann erzählte die junge Frau ihre Geschichte, und ihnen wurde klar, dass sie ebenfalls eine verängstigte Überlebende war, die das barmherzige Schicksal in dieses Krankenhaus geführt hatte.

Im Kellergeschoss gab es eine riesige Abteilung, zu der man nur durch zwei schwere Sicherheitstüren Zugang hatte. Lucía war bei der Evakuierung von ihren Eltern getrennt worden und in den letzten Chaostagen im Krankenhaus gelandet. Da ihre Suche nach ihnen fruchtlos geblieben war, ebenso wie für viele tausend andere verzweifelte Menschen, hatte sie die wenigen verbliebenen Ärzte unterstützt, die bis zur Erschöpfung versuchten, den Krankenhausbetrieb aufrechtzuerhalten.

Als die Untoten schließlich massenhaft ins Krankenhaus strömten, konnte sich Lucía zusammen mit Schwester Cecilia, einer Nonne, die ebenfalls ehrenamtlich mitgearbeitet hatte, in den sicheren Keller flüchten. Dort hatten sie sich verschanzt und auf Rettungskräfte gewartet, die niemals eintrafen. Erst als sie Schüsse und das Echo von Stimmen in den Fluren hörte, wagte sich die junge Frau zum ersten Mal aus dem sicheren Versteck heraus.

Es ist nur recht und billig hinzuzufügen, dass ihre Überraschung ebenso groß war wie die des Anwalts und des Piloten. Statt auf kampferprobte Rettungskräfte traf sie auf zwei schmutzige und ausgehungerte Überlebende, einer von ihnen lebensgefährlich verletzt und beide vollkommen erschöpft.

Andere wären vielleicht davongelaufen, doch dieses

junge Mädchen handelte wie eine erwachsene Frau. Sie nahm die Neuankömmlinge samt rotbraunem Kater kurzerhand mit in den Keller, wo sich Schwester Cecilia, höchstwahrscheinlich die einzige Krankenschwester im Umkreis von Hunderten Kilometern, um den verletzten Ukrainer kümmerte und beide Männer nach den vielen Wochen des gefährlichen Herumirrens einen warmen und sicheren Unterschlupf fanden.

Die folgenden Monate vergingen wie in einem Traum. Verschanzt im sicheren Kellergeschoss, wo sie mit Lebensmitteln für Hunderte von Menschen mehr als gut versorgt waren und die vorhandenen Generatoren sogar Strom und Licht spendeten, pflegten die vier Überlebenden ein ruhiges, unterirdisches Dasein und warteten darauf, dass etwas geschehen möge, das ihnen erlaubte, wieder nach draußen zu gehen.

Doch dann passierte etwas, das sie zum Verlassen ihres gemütlichen Baus nötigte und auf den Plan mit dem Flug zu den Kanarischen Inseln zurückkommen ließ. Ein schweres Sommergewitter hatte wenige Kilometer vom Krankenhaus entfernt einen großen Flächenbrand verursacht. In dieser ausgestorbenen Welt voller entzündlicher Trümmer und trockener Grasflächen arbeiteten sich die Flammen schnell und ungezügelt bis an die Türen dessen vor, was vormals ein supermoderner Krankenhauskomplex gewesen war. Zum Glück merkten die vier Überlebenden rechtzeitig, dass eine Feuerwand auf sie zuwalzte. Kaum hatten sie gepackt und das Gebäude verlassen, züngelten die Flammen an den Fassaden empor.

So waren sie also vor fünf Tagen in den Hubschrauber gestiegen und mit vollem Tank sowie einem Netz mit meh-

reren Treibstoffkanistern, das am Bauch des Hubschraubers befestigt war, auf dem Weg zu den Kanarischen Inseln, einem der wenigen Orte, wo angeblich noch ein Rest der Menschheit zu finden war, und das mit einem einzigen Gedanken im Kopf:

Überleben.

1

»Prit! Prit! Hörst du mich? Verdammter ukrainischer Spinner!«

Ich fluchte leise. Die verflixte Sprechanlage im Hubschrauber war wieder einmal ausgefallen. Das passierte nun schon zum dritten Mal, seit wir vom Heliport in Vigo abgehoben hatten. Als der schwere Hubschrauber erneut in ein Luftloch sackte, klammerte ich mich an den Seitengriff. Prit flog, völlig ungerührt von der Rüttelei, fröhlich mit Spitzengeschwindigkeit, wobei er die slawische Version eines James-Brown-Hits vor sich hinrällerte, die mir unbarmherzig in den Ohren hämmerte.

Ich setzte Lúculo in seinen Korb und beobachtete voller Neid, wie sich diese voluminöse rotbraune Fellkugel kurz streckte, wie es nur Katzen vermögen, und dann unbeeindruckt von dem grässlichen Motorenlärm unseres Vogels sofort wieder einschlief. Nach fünf Flugtagen brachte mich das anhaltende Dröhnen, das selbst durch die schützenden Kopfhörer drang, langsam um den Verstand. Ich fragte mich, wie zum Teufel Lúculo das aushielt. Vermutlich war es die Fähigkeit der Katzen zur Anpassung.

Dann drehte ich mich um. Schwester Cecilia war gut angeschnallt und betete leise und monoton vor sich hin, wobei sie mit der rechten Hand mechanisch den Rosenkranz herunterleierte. Die kleine Nonne bot in ihrem makellosen Ordenskleid und mit den großen roten Kopf-

hörern auf dem Schädel einen befremdlichen Anblick. Einzig die grünliche Farbe und der ängstliche Ausdruck ihres Gesichts, wenn der Hubschrauber durch Turbulenzen flog, wiesen darauf hin, dass das Fliegen nicht zu ihren Vorlieben gehörte, obwohl ich einräumen muss, dass sie den Flug bisher stoisch ertragen hatte. Nicht eine Klage war ihr in diesen fünf Tagen über die Lippen gekommen.

Auf der gegenüberliegenden Sitzbank hatte sich Lucía ausgestreckt. Sie trug beige Shorts und ein T-Shirt mit Spaghettiträgern und Ölflecken (weil sie bei der letzten Landung Prit geholfen hatte, die Rotoren zu überprüfen). In dem Moment schlief sie tief und fest. Über ihren Augen lag eine rebellische Haarsträhne. Ich streckte die Hand aus und strich sie ihr aus dem Gesicht, wobei ich mich bemühte, sie nicht zu wecken.

Ich seufzte. Es gab da ein kleines Problem zwischen uns, und ich fand keine Lösung dafür. In den letzten fünf Tagen hatte Lucía regelrecht an mir geklebt... und ich an ihr. Es war unübersehbar, dass sie scharf auf mich war und sich vorgenommen hatte, mich um jeden Preis zu verführen. Und ich muss gestehen, dass auch ich mich sehr angezogen fühlte von dieser dunkelhaarigen Schönheit mit den endlos langen Beinen und den Katzenaugen, aber ich versuchte, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Erstens war dies weder der richtige Zeitpunkt noch der Ort für eine Affäre, und zweitens war da, nicht ganz unwichtig, der Altersunterschied. Sie war ein Mädchen von gerade mal sechzehn Jahren (fast siebzehn, wie ich mich in Gedanken korrigierte) und ich ein Mann Anfang dreißig. Mein Gott, das waren fast vierzehn Jahre Differenz.

Lucía bewegte sich im Schlaf und murmelte mit einem

wohligen Gesichtsausdruck etwas Unverständliches, was mich schlucken ließ. Ich brauchte frische Luft.

Ich wankte den schmalen Gang zwischen Passagierkabine und Cockpit entlang und sank auf den Sitz neben Pritschenko. Der sah herüber und schenkte mir ein strahlendes Lächeln, wobei er mir die Thermoskanne mit Kaffee anbot, die in einer kleinen Tasche seines Sitzes steckte. Träge ergriff ich sie und trank einen großen Schluck. Tränen schossen mir in die Augen, weil ich heftig husten musste und kaum noch Luft bekam. Dieser Kaffee war mindestens zur Hälfte mit Wodka versetzt.

»Kaffee mit Schuss«, sagte der Ukrainer, als er mir die Thermosflasche aus der Hand nahm und ohne mit der Wimper zu zucken daraus trank. Nachdem er die halbe Flasche geleert hatte, klopfte er sich auf die Brust und rülpste laut. »Jetzt fliegt es sich gleich viel besser.« Dann reichte er mir die Thermoskanne zurück, die ich automatisch entgegennahm. »Jawoll. Viel besser.« Zufrieden schmalzte er mit der Zunge und schenkte mir ein weiteres strahlendes Lächeln. »In Tschetschenien trank meine Staffel den Wodka pur ... Aber dort war es auch viel kälter«, schloss er lachend.

Ich schüttelte den Kopf. Viktor war einfach unmöglich. In der Kabine war es heiß, sehr heiß. Der Ukrainer trug eine abgetragene Militärhose, und der nackte Oberkörper glänzte vor Schweiß. Sein skurriles Outfit wurde von einem unpassenden schwarzen Cowboyhut, den er in einer Bar entdeckt hatte, und einer grünen verspiegelten Sonnenbrille gekrönt, unter der sein buschiger Schnurrbart hervorragte. Er erinnerte flüchtig an eine Figur aus dem Film *Apocalypse Now*.

In Wahrheit flog Viktor ausgesprochen gut. Als wir in Vigo aufbrachen, war es ihm gelungen, den Vogel mit vollem Tank und einem Netz voller Treibstoffkanister mit über zwei Tonnen Gewicht am Bauch einfach so aufsteigen zu lassen. Das war schlicht bewundernswert.

Die Bilder unserer Reise zogen unermüdlich an meinem inneren Auge vorüber. In den letzten Tagen hatten wir uns endgültig vom Ausmaß der Zerstörung überzeugen können, die mit der Apokalypse einhergegangen war. Sollten wir noch Zweifel gehabt haben, waren wir jetzt absolut davon überzeugt, dass die menschliche Zivilisation definitiv zum Teufel war.

Die ersten Stunden waren die schlimmsten. Als wir südwärts in geringer Höhe über die portugiesische Küste hinwegflogen, starrten wir fassungslos nach unten. Überall Chaos und Verwüstung.

Das Auffälligste war das Licht. Die Luft war ungewöhnlich klar, fast durchsichtig. Wenn man bedachte, dass schon seit Monaten keine Fabriken mehr funktionierten und kein Straßenverkehr die Umwelt belastete, erklärte sich das von selbst. Jedenfalls hatte diese saubere Luft etwas Irreales und Fantastisches. Wäre da nicht der Gestank nach verwesendem Fleisch, Müll und organischen Resten gewesen, der hier und da aufstieg, hätte man fast glauben können, in einer seit fünf Millionen Jahren unberührten Gegend gelandet zu sein. Doch ein kurzer Blick auf die wandelnden Leichen, die überall umherirrten, ließ diese Illusion augenblicklich zerplatzen.

Die Landstraßen waren jedoch unpassierbar. Alle paar Kilometer lagen auf der schwarzen Asphaltschlange Fahrzeugwracks herum, und gelegentlich versperrten mons-

tröse Massenkarambolagen den Weg. Wir sahen auch eingestürzte Viadukte und vollständig verschüttete Küstenstraßen. Ein sehr steiles Teilstück der Autobahn von Oporto nach Lissabon hatte sich kilometerlang in einen reißenden schaumigen Fluss verwandelt, weil Wasser aus einem Staudamm freigesetzt worden war und beim Treffen auf die Autowracks, die sich in Klippen verwandelt hatten, Schaumkronen und Strudel bildete.

Die Natur eroberte sich allmählich ihr Terrain zurück. Eindrucksvolle menschliche Konstruktionen, erstaunliche und manchmal unglaubliche Errungenschaften der Ingenieurskunst wurden langsam von Unkraut, Wasser, Erde und allem anderen, das Gott erschaffen hatte, vereinnahmt.

Ein Knarren im Kopfhörer riss mich unvermittelt aus meinen Gedanken und beförderte mich in die Sahara zurück. Das verflixte Gerät schien wieder zu funktionieren.

»Tank ist leer.« Viktors Stimme hatte in meinen Ohren einen metallischen Klang. »Ich drehe hier mal eine Schleife. Halt du nach einem geeigneten Landeplatz Ausschau.«

Und das mit offenen Augen, dachte ich. Keine beschissene Überraschung mehr so kurz vor dem Ziel.

Die vorigen Male hatte das Auftanken ziemlich gut geklappt, aber jede Vorsichtsmaßnahme war noch zu wenig.

Ich brauchte nur daran zu denken, was am Tag zuvor passiert war.

2

Es passierte bei einem der letzten Stopps in einer verlassenen Gegend zwischen Portugal und der Extremadura. Der Helikopter landete auf dem staubigen Parkplatz vor einer ausgestorbenen Landstraßenraststätte, wo nur ein klapprieger VW Polo und ein Seat León mit platten Reifen standen. Die Leuchtschrift über dem Eingang der Raststätte war mit einer dicken Staubschicht überzogen, und auch sonst wirkte alles verlassen und einsam. Wie es aussah, waren wir die ersten Menschen, die seit über einem Jahr hier vorbeikamen.

Bei der Landung wirbelte der Sokol eine gewaltige Staubwolke auf und verteilte sie in alle Himmelsrichtungen. Kaum hatten wir aufgesetzt, sprangen Prit und ich mit einem Maschinengewehr in den Händen und dem Geschmack der Angst im Mund aus dem Hubschrauber, sahen uns hektisch um und versuchten, im aufgewirbelten Staub irgendwelche wankenden Untoten auszumachen.

Erst als der Staub sich langsam legte und wir erkannten, dass der Parkplatz völlig verwaist war, beruhigte sich mein rasendes Herz wieder. Als die Turbinen des Sokol zum Stillstand gekommen waren, breitete sich Grabesstille aus. Es war nicht der geringste Laut zu hören, nicht einmal ein Vogelzwitschern.

Bestimmt hatte sich bei dem dröhnenden Lärm des landenden Hubschraubers das gesamte Federvieh ängstlich

verzogen. Oder schlimmer noch, korrigierte ich mich im Geiste, es gab keinen einzigen verdammten Vogel mehr in dieser Gegend. War ja durchaus möglich.

Einen Moment lang hatte ich das beängstigende Gefühl, wir könnten die letzten Menschen auf dieser Welt sein. Doch sogleich wurde dieses seltsame Hirngespinnst von Lúculos ängstlichem Miauen verscheucht. Jetzt hieß es, sich an die Arbeit zu machen.

Und zwar schnell. Pritschenko lief zu dem Netz und löste mit Lucías Hilfe den Metallring. Das widerstandsfähige Netz rutschte von den gelben Kanistern mit CB-1-A-Kerosin zu Boden. Prit schob drei oder vier leere Kanister beiseite und rollte dann einen vollen zum Hubschrauber. Dort schraubte er ihn auf und steckte den Gummischlauch, dessen anderes Ende bereits im Hubschraubertank steckte, in die Öffnung. Und sogleich floss Kerosin in den Tank unseres Vogels.

Eigentlich war das Auftanken nur eine Frage von Minuten, aber wir waren in dieser kurzen Zeitspanne ausgesprochen angreifbar. Mit dem offenen Lastnetz und einem offenen Kanister, dessen hochentzündlicher Treibstoff in den Tank floss, wäre eine rasche Flucht ausgeschlossen. Sollten plötzlich irgendwelche Untoten auftauchen, wären wir eindeutig am Arsch.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass sich in der Umgebung nichts rührte, gab ich Prit ein Zeichen und holte mir aus der Kabine eine Zigarette. Irritiert runzelte ich die Stirn. In der Packung steckten nur noch zwei plattgedrückte, muffig riechende Zigaretten. Wir hatten zwar genügend Proviant und Medikamente aus dem Krankenhaus mitgenommen, aber die Glimmstängel gingen uns langsam aus.

Zögernd schaute ich zur Raststätte auf der anderen Seite

des Parkplatzes hinüber. Es war ein heruntergekommener Grill, doch ich hätte eine Million Euro darauf gewettet, dass gleich hinter der Tür oder unter der Glotze an der Wand ein Zigarettenautomat hing. Ich sollte mal einen Blick hineinwerfen, dachte ich. Schließlich wirkte das alles hier absolut verlassen.

Aber vorher wollte ich noch den anderen Bescheid sagen. Prit und Lucía drehten mir den Rücken zu und debattierten hitzig darüber, wie man die leeren Kanister am besten im Netz lagern könnte. Schwester Cecilia genoss die wenigen Minuten am Boden und machte fern der beängstigenden Höhen ein Nickerchen, und Lúculo ... Nun ja, Lúculo putzte sich ausgiebig, wie Katzen das eben zu tun pflegen: völlig desinteressiert an der restlichen Welt. Ich zuckte die Schultern und machte mich auf den Weg zur Raststätte. Es war ja nur eine Minute.

Die Tür war natürlich verschlossen. Ich sah mich um. An der vollständig verdreckten Fassade hingen Töpfe mit vertrockneten Pflanzen. Auf dem Boden lag ein ausgebleichenes Werbeschild für Speiseeis. Daneben vervollständigten ein zeretzter Sonnenschirm, ein paar Plastikstühle und ein Tisch mit dicker Staubschicht das trostlose Bild. In einer Ecke verrottete eine dreckige Jeansjacke unbestimmter Farbgebung, die jemand in der großen Eile verloren zu haben schien.

Die Tür wirkte stabil, nicht so eines der Fenster daneben. Es war ein altes Fenster mit Holzrahmen, das zur Küche gehörte. Im Laufe der Zeit und durch die Hitze des Grills, der direkt darunter stand, hatte sich der Rahmen gewölbt und ließ einen Spalt von etlichen Zentimetern an der Innenseite erkennen.

Ich zückte das Taschenmesser, das ich immer am Gürtel trug, und steckte die Klinge in diese Lücke. Ich musste es nicht lange hin und her bewegen, bis ein leises »Klick« mir bestätigte, dass das Fenster offen war. Die gut geölten Scharniere arbeiteten geräuschlos und gewährten mir freien Zugang in die kühle, finstere Küche.

Vorsichtig stieg ich ein und starrte in die Dunkelheit. Im Gegensatz zum grellen Sonnenlicht draußen hatte mich das Halbdunkel im Innern für ein paar Sekunden blind gemacht. Doch damit konnte ich mich nicht aufhalten, denn der Gestank nach Fäulnis raubte mir den Atem. Ich hielt mir mit dem Arm die Nase zu, während meine Augen tränten und ich gegen den Brechreiz ankämpfte.

Als sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, konnte ich mir die Küche genauer ansehen. Der Gestank kam aus einem großen Industriekühlschrank, dessen Türen offen standen und in dem seit Monaten jede Menge Schweine- und Rindfleisch vor sich hingammelte. Auf dem Arbeitstisch quollen aus etwas, das mal eine Schweinerippe gewesen sein musste, Tausende weißer Maden. Daneben wartete ein Häufchen verfaulten Tomaten für alle Ewigkeit darauf, in Scheiben geschnitten zu werden für einen Salat, der nie mehr serviert werden würde. Auf dem Herd stand eine verkohlte Pfanne, und an der Decke darüber zeichnete sich großflächig schwarzer Ruß ab. Der Herdanschluss war offen, denn die Flamme hatte tagelang gebrannt und das Gas inzwischen aufgebraucht. Diese Raststätte war nur durch ein Wunder nicht bis auf die Grundmauern abgebrannt.

Der Gesamteindruck ließ vermuten, dass die Menschen überstürzt von hier geflohen waren. So panisch, dass sie

nicht mal an das Grundlegendste gedacht hatten. Ich wusste schon, was sie so erschreckt hatte.

Vorsichtig öffnete ich die Küchentür. Der finstere Gastraum war mit einem Dutzend Tischen ausgestattet, auf denen vereinzelt noch Teller mit verdorbenem Essen standen. An einer Stuhllehne hing eine Handtasche, die ihre Besitzerin bei ihrer überstürzten Flucht vergessen hatte.

Ich ließ meinen Blick durch den reizlosen Raum gleiten, bis er schließlich an einem Zigarettenautomaten gleich neben dem Tresen hängen blieb. Darüber hing ein Kalender, für ewig im Februar des vergangenen Jahres aufgeschlagen, und ansonsten gab es noch Cognacflaschen, Fotos und Schals von Real Madrid. Ich huschte hinter den Tresen und wühlte in dessen Schubladen, bis ich in der dritten unter einem Stapel Rechnungen einen Schlüsselbund fand. Ich grinste zufrieden. Einer der Schlüssel musste zum Zigarettenautomaten gehören.

Als ich ihn aufschloss, hörte ich draußen das gedämpfte Geräusch von aneinanderstoßenden leeren Metallkanistern. Das bedeutete, dass Prit und Lucía bereits das Lastnetz schlossen und wir wieder abheben konnten. Unvermittelt stieg ein seltsames Gefühl der Angst in mir auf bei dem Gedanken, dass sie einfach weiterfliegen und mich an diesem schmutzigen gottverlassenen Winkel der Erde zurücklassen könnten. Der Gedanke war absolut unbegründet, aber wie alle dämlichen Auswüchse eines überreizten Geistes wie dem meinen fühlte er sich real an. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Hektisch stopfte ich so viele Zigarettenschachteln, wie ich konnte, in einen Beutel und ließ in der Eile auch einige fallen. Ich wusste schließlich

nicht, wo ich auf dieser Reise den nächsten Tabakladen finden würde.

Als ich schon gehen wollte, verspürte ich den Ruf der Natur. Nach über sieben Stunden Flug war meine Blase zum Bersten gefüllt. Prit behauptete zwar ungeniert, dass es möglich sei, im Hubschrauber in eine Flasche zu urinieren. Und das glaubte ich ihm sogar, aber für mich war die Vorstellung, vor einer Nonne und einem siebzehnjährigen Mädchen in eine Flasche zu pinkeln, nicht wirklich reizvoll, also hatte ich es mir verkniffen.

Um Zeit zu sparen, hängte ich mir das Gewehr über die Schulter und öffnete auf dem Weg zum Klo die Hose. Ich stellte mich vor ein Urinal und erleichterte mich.

Als ich die Hose gerade wieder schloss, sah ich im Spülknopf des Urinals eine Hand gespiegelt.

Der Hand folgten ein Arm und die restliche Frau. Sie war dick, und ihr Haar – oder was davon übrig war – war kraus. Etwas oder jemand hatte ihr das halbe Gesicht zerfetzt und beide Arme ausgerissen. Aus dem Augenwinkel konnte ich einen zerfleischten Arm inmitten eines großen getrockneten Blutflecks auf dem Boden erkennen, während der andere nur noch an ein paar Sehnen von der Schulter hing und makaber hin und her schwenkte, wenn die Frau sich bewegte.

Noch bevor ich mich richtig umdrehen konnte, hatte sich die Bestie schon auf mich gestürzt und mich an die Wand gedrückt. Ich spürte ihren Atem im Nacken und hörte, wie ihre Zähne an den Lauf des Gewehrs schlügen, das quer über meinem Rücken hing. Sie war ein Ungeheuer, musste gute hundert Kilo wiegen und bewegte sie so linkisch wie alle Untoten.

Zum Glück hatte sie keine Arme mehr, ansonsten hätte sie mich an Ort und Stelle zur Schnecke gemacht. Den ersten Angriff hatte ich pariert, aber die Lage war noch immer brenzlich. Ich stützte mich mit beiden Händen an der Wand ab und drückte mit aller Kraft gegen den Fleischberg an meinem Rücken, wobei mir die Füße auf dem Boden wegrutschten.

Wir stürzten beide zu Boden. Ich strampelte mich von dieser Last frei und krabbelte auf allen vieren zur Tür, wobei ich zu meinem Entsetzen spürte, wie das Monster seine Zähne in einen meiner Stiefel hieb und immer wieder zubiss. Wie von Sinnen trat ich mit dem anderen Stiefel auf das rötliche Loch ein, das einmal ihr Gesicht gewesen war.

Ich wollte nicht sterben. Nicht so. Nicht mit offenem Hosenstall auf dem Toilettenboden einer dreckigen Raststätte. So wirklich nicht.

Mit beiden Händen griff ich zu einem der Pfeile, die ich immer im Köcher an meinem Bein mitführe (die Harpune lag im Hubschrauber), holte aus und bohrte ihn ihr in den Schädel. Mit einem leisen Schmatzen drang die Eisen spitze in den Kopf des Dings ein, bis sie auf etwas Hartes stieß und stecken blieb.

Ohne die Untote auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, schob ich mich an der Wand hoch. Wie immer, wenn der Kampf zu Ende war, war mir regelrecht übel, und ich spürte, wie mir der kalte Schweiß den Rücken hinabließ. Alles war ganz schnell gegangen. Mit zittrigen Händen versuchte ich mir eine Zigarette anzuzünden, schaffte es aber nicht. Ich war außerstande, das Rädchen am Feuerzeug zu bewegen. Alles war blitzschnell gegan-

gen, höchstens fünfzehn Sekunden. Barmherziger Gott, ich konnte es nicht fassen.

Taumelnd und mit einem bitteren Geschmack im Mund verließ ich die Toilette und spürte dabei in jeder Pore meines Körpers, wie der Adrenalinausstoß nachließ. Ich konnte mich einfach nicht daran gewöhnen und glaubte auch nicht, es je zu können. Jedes Mal, wenn ich ein solches Wesen tötete, wohl wissend, dass es nicht mehr lebte, fühlte ich mich hinterher regelrecht krank. Jedes Mal, wenn mein Leben in Gefahr geriet, war ich vor Angst und Entsetzen wie gelähmt. Seit Monaten wurde ich jede Nacht von den grässlichsten Albträumen heimgesucht.

Und ich war nicht der Einzige. Ich sah, wie sich Lucía nachts in nicht enden wollenden Angstträumen hin- und herwarf. Ich hatte Prit schweißgebadet und mit irrem Blick hochfahren sehen. Danach starrte er mit abwesendem Gesichtsausdruck und einem Schluck nach dem anderen aus seiner Wodkaflasche immer stundenlang ins Nichts. Ich konnte mir vorstellen, dass ich genauso aussah, wenn ich nachts aufwachte. Jedenfalls glaubte ich, dass seit Monaten keiner von uns länger als fünf Stunden am Stück durchgeschlafen hatte.

Mit zittrigen Händen zündete ich mir endlich eine Zigarette an, drückte die Tür auf und ging nach draußen. Das grelle Sonnenlicht ließ mich die Augen zusammenkneifen, als ich mich etwas orientierungslos umsah. Die großen Flügel des Helikopters drehten sich wieder. Durch das Fenster des Copiloten sah mich Lucía forschend an, während Pritschenko vor dem Abheben alles noch einmal überprüfte.

Ich schlurfte durch den Staub zum Hubschrauber und

spürte Lucías bohrenden Blick; sie ahnte wohl, dass mir in der verstaubten Gaststätte etwas passiert sein musste. Ich war völlig fertig, ausgelaugt und erschöpft. Dieses kleine Intermezzo war die Zusammenfassung dessen, was zu dem Zeitpunkt mein Leben ausmachte.

Dieser Albtraum nahm einfach kein Ende.

3

»Antworte! *Dawai! Dawai!* Hörst du mich?« Prits Stimme hallte unter Knistern und Knacken in der Sprechanlage wider. Ich war derart in meine Gedanken vertieft, dass ich heftig den Kopf schütteln musste, um die albtraumhaften Erinnerungen zu verscheuchen und in den Sokol zurückzukehren, der wie ein Pfeil über die Sahara schoss.

»Sag schon, Prit«, schrie ich über das Heulen der Turbinen hinweg ins Mikrofon, während der Hubschrauber eine lange Schleife über einen bestimmten Punkt am Boden zog.

»Ich glaube, das könnte ein guter Landeplatz sein«, erwiderte der Ukrainer, als ich mich wie ein Aal in die Pilotenkabine schlängelte.

Ich starrte in die Richtung, in die er zeigte. Wir überflogen gerade ein armseliges Kaff am Ufer des Atlantiks, genau an der Stelle, wo der heiße Wüstensand vom kalten Meerwasser verschluckt wird. Der Ort bestand aus höchstens fünfzehn oder zwanzig Häusern, einer Moschee aus gekalkten Luftziegeln, einem halben Dutzend Fischerboote am Strand und ein paar kümmerlichen Feldern. Eine staubige Landstraße zog sich von Norden nach Süden durch das Dorf und verlor sich in der Ferne.

Am südlichen Ende erstreckte sich in ungefähr zweihundert Metern Entfernung von den ersten Häusern eine größere Fläche, die von einem löchrigen Holzzaun und

dornigen Büschen umgeben war. Das dürfte früher ein Ziegengehege gewesen sein, aber von den Tieren keine Spur. Es war der perfekte Landeplatz.

Mit einer eleganten letzten Pirouette flog Prit ein langes S, bis wir in ungefähr fünf oder sechs Meter Höhe genau über dem Gehege in der Luft zum Stehen kamen. Die zumeist leeren Kanister schlugen mit metallischem Klirren aneinander, als das Netz den Boden berührte. Mit einer leichten Drehung des Steuerknüppels platzierte der Ukrainer den Hubschrauber in genauer Position daneben, um Sekunden später zur Landung anzusetzen und dabei einen wahren Sandsturm aufzuwirbeln, der das Laub in den Zaun fegte.

Als sich der Sand legte, konnten wir uns die Umgebung genauer ansehen. Nur das Pfeifen des Windes über die Ziegelhausdächer störte die Grabesstille in diesem Dorf. Und wir spürten augenblicklich die brütende Hitze. Das mussten mindestens fünfundvierzig Grad sein. Die Luft war zum Schneiden dick, was das Atmen deutlich erschwerte. In diesem Kaff, gleich an der Schwelle zur Wüste, dürfte das Leben nie sehr angenehm gewesen sein, nicht einmal in besseren Zeiten, und so ausgestorben voller unbewohnter Ruinen wirkte es geradezu feindselig.

Höchst wachsam verließen Prit und ich den Hubschrauber, um die Umgebung zu erkunden und uns nebenbei ein wenig die Beine zu vertreten, was nach dem langen Flug auch nötig war. Über die ehemalige Hauptstraße des Dorfes, deren Asphalt mit großen Schlaglöchern voller Sand gespickt war, schien seit Monaten niemand mehr gefahren sein.

Wir gingen mitten auf der Straße und achteten darauf, wohin wir traten. Dieses Dorf lag in einer Region, in der vor der Apokalypse die *Frente Polisario* aktiv gewesen war, und viele Straßenränder waren gepflastert mit Minen der Polisario und der marokkanischen Armee. Es wäre wahrlich eine absurde Ironie des Schicksals, wenn wir so kurz vor unserem Ziel, den Kanarischen Inseln, von einer Mine zerfetzt werden würden.

Als wir vor den ersten Häusern ankamen, stieg uns ein saurer Geruch wie nach vergorener Milch in die Nasen. Wir sahen uns befremdet an. Das war nicht der typische Fäulnisgeruch, der uns seit Beginn unserer Odyssee begleitete. Er war milder, anders, sogar etwas scharf.

Viktor und ich nickten uns zu und entsicherten stumm die Gewehre, er natürlich viel geschickter als ich. Nach tiefem Atemholen bogen wir um eine Hausecke, wobei wir hektisch in alle Richtungen zielten.

»Scheiße ...« Pritschenko war völlig perplex. »Was zum Teufel ist denn das?«

»Keine verdammte Ahnung, Prit«, antwortete ich, ließ die Waffe sinken und kratzte mich verdattert am Kopf. »Aber ich wäre gern hier gewesen, als das geschah.«

Vor uns lagen in einer schmalen Gasse knapp zwei Dutzend Körper wild durcheinander auf dem Boden, was wir so schon öfter gesehen hatten.

Der Unterschied war, dass es sich zweifelsfrei um Leichen handelte, aber nicht, wie zu erwarten, um verwesene Leichen. Die extreme Hitze, die hohe Lufttrockenheit und die flirrende Wüstenluft hatten die Körper perfekt mumifiziert. Die zerlumpte Kleidung bedeckte die skelettierten, von der Sonne geschwärzten Extremitäten nur dürftig. Die

verbrannte Haut war so straff gespannt wie die Membran einer Trommel.

Vorsichtig näherten wir uns den Kadavern, die besagten sauren Geruch verströmten. Sie erinnerten an die Mumien von Pharaonen, wie sie im Museum von Kairo zu sehen waren. Ich gab der nächstliegenden Leiche einen leichten Tritt. Es klang, als hätte ich auf ein Stück Holz getreten. Sie waren völlig vertrocknet, vollkommen dehydriert.

Abgesehen von zahlreichen Verletzungen und Verstümmelungen wiesen fast alle Leichen Kopfschüsse und getrocknetes Blut an der Kleidung auf. Nach der langen Zeit, die wir jetzt schon in Gesellschaft der Untoten verbrachten, war uns völlig klar, was diese Leichen gewesen waren, bevor sie jemand liquidiert hatte.

Prit kniete nieder, um eine glänzende Kupferhülle aufzuheben.

»5,56 Nato«, sagte er nach einem flüchtigen Blick darauf. »Wahrscheinlich von einer HK wie die auf deinem Rücken«, dann verstummte er. Mehr gab es nicht zu sagen.

Die marokkanischen Streitkräfte benutzten noch immer das alte spanische 7,62 Millimeter-Schnellfeuergewehr CETME, das Spanien tausendfach verkauft hatte, als in den Neunzigern das Arsenal modernisiert wurde. Das bedeutete also, dass dies nicht das Werk der Marokkaner war, zumindest keiner ordentlichen Armee. Wer es gewesen und wann das geschehen war, blieb ein Rätsel.

Plötzlich erklang ein Röcheln aus dem Leichenhaufen. Viktor und ich zuckten zusammen, als hätten wir einen elektrischen Schlag erhalten. Das Röcheln wiederholte sich, tief und heiser, aber in dem Haufen war keinerlei Regung zu erkennen.



Manel Loureiro

Apokalypse Z - Dunkle Tage

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 400 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31637-9

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Insel der Hoffnung

Seit ein geheimnisvolles Virus aus Russland die Menschen in blutrünstige Zombies verwandelt hat, liegt Europa in Schutt und Asche. Nur auf der Kanareninsel Teneriffa soll ein normales Leben noch möglich sein. Eine kleine Gruppe Überlebender – darunter ein junger Anwalt, der das Ende der Welt in seinen Tagebuchaufzeichnungen dokumentiert – macht sich auf den Weg dorthin. Doch zwischen ihnen und der Insel der Seligen steht eine Armee von Toten. Und in diesen dunklen Tagen sind die Toten schneller als die Lebenden!



[Der Titel im Katalog](#)